

geschehen, wenn der Vater sein Wort brechen sollte. Was für ein Wunder sollte das sein?

Nein, Wunder geschehen nicht mehr. Wohin sie blickte, war alles düster, öde.

Allein sie wollte doch dem Geliebten das Herz nicht schwer machen. Sie wollten sich mit einander aussprechen, sich gegenseitig Mut zusprechen, und nun brach sie haltlos zusammen? Das durfte nicht sein.

Sie raffte sich auf und blickte um sich. Frau Lydia hatte sich taftvoll zurückgezogen, sie waren allein.

Helma führte den Geliebten zu einem Sitz, neben ihm Platz nehmend. Er ergriff ihre beiden Hände, hielt sie fest in den seinen.

„Nun sieh, mein Holdes, da lächelst du ja wieder. Dein Lächeln macht mir das Herz freier.“

„Mich übermannte nur die Erinnerung an gestern morgen,“ entschuldigte sich Helma. „Es war so schmachvoll. Ich hatte meinem Vater deinen Namen verschwiegen, was waren denn Namen? Deine Persönlichkeit sollte auf ihn wirken. Ich bin ja so stolz auf meinen Schatz,“ setzte sie in lieblicher Schmeichelei hinzu.

„Du Liebe, du bist stolz auf mich und doch habe ich noch nichts getan, was mich in deinen Augen heben könnte. Denke dir nur mal, es käme ein Krieg und ich kehrte ordnungsgemäß mit den siegenden Truppen wieder heim. Dann hättest du Grund stolz auf mich zu sein.“

„O Geliebter, rede nicht von Krieg,“ entsetzte sich das junge Mädchen. „Dann müßte ich dich ganz von mir geben — vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Das überlebte ich nicht.“

„So spricht meine Helma?“ fragte der Oberleutnant, sein Mädchen an sich ziehend. „Nein, meine Helma ist ein deutsches Weib mit deutschem Empfinden und Denken. Sie würde mich mit stolzem Lächeln ziehen lassen, wenn es gälte, das Vaterland zu schützen; und mir den Lorbeer reichen, wenn ich wiederkäme. Und an nichts anderes würde sie denken, als an das schöne Wiedersehen. Ist es nicht so?“

Helmas Augen leuchteten.

„Ja, so würde es sein. Aber davon wollen wir nicht sprechen. Wer denkt an Krieg, inmitten eines schönen Friedens.“

„Nein, davon wollen wir nicht sprechen. Uns allerlei Möglichkeiten vor die Augen führen ist zwecklos. Wir haben genug mit der Gegenwart zu tun. Ich wollte dir erzählen, daß ich bei meinem Vater war.“

„Du warst bei ihm? Sprachst mit ihm?“ rief Helma interessiert aus. „Und er? Verhielt er sich auch so ablehnend?“

„Anfangs fiel ihm der Name Thormählen ein wenig auf die Nerven,“ gestand Theobald. „Ich war aber gekommen, die Ursache von der furchtbaren Aufregung deines Vaters zu erfahren, in die mein Anblick, mehr noch mein Name, ihn versetzt hatte.“

„Dein Vater stand dir Rede?“ fragte Helma, gespannt in des Geliebten Antlitz blickend.

„Gewiß, er tat es, Helma, wenn ihn die Rückerinnerung auch schmerzlich berührte. O Helma, du kennst ja meinen Vater nicht. Er ist ein großzügiger Mensch, ein Mann mit ehrenfestem Charakter. Er spare mir die genaue Schilderung des ganzen Herganges. Nur so viel soll gesagt sein, es handelte sich um ein Mädchen, das beide liebten, und das meinen Vater bevorzugte, sich dann später das Leben nahm, weil es fühlte, durch eine Ehe mit meinem Vater Konflikte heraufzubeschwören, die ihr Glück störend beeinflussen mußten.“

„Wie traurig ist das, mein Theo. Und mein Vater haßt den deinen, weil die Geliebte ihn bevorzugte?“

„Ja, er haßt ihn, mein Kind. Aber wir wollen keine Steine auf ihn werfen. Wir dürfen nicht vergessen, auch er hat geliebt,“ suchte Theobald in schöner Grobherzigkeit den Vater der Geliebten zu entschuldigen. „Und nach der

Größe seiner Liebe wollen wir die Tiefe seines Hasses einschätzen.“

Helma drückte in starker Bewegung des Mannes Hand. Sie fühlte wohl, er verschwieg ihr die Hauptsache, nämlich, daß ihr Vater derzeit eine große Schuld auf sich geladen. Ja nicht nur verschwieg er ihr das, er suchte noch den Vater ihr gegenüber zu entschuldigen, ihr eine große Beschämung zu ersparen.

Was damals auch immer zwischen den beiden Männern vorgegangen, sie wußte es, auch ohne daß Theo ihren Vater anklagte, er war der Schuldige.

Sie schüttelte unwillig den Kopf.

„Mit tiefer Beschämung muß ich es sagen, meines Vaters Haß ist unedel. War dein Vater auch der Sieger, mußte der Tod des Mädchens denn nicht auch versöhnend auf sein verbittertes Gemüt einwirken?“

Ein leises Klopfen unterbrach das unerquidliche Thema.

„Darf ich eintreten, meine Lieben?“ fragte Frau Lydia.

„O meine liebe Frau Doktor,“ rief Helma aufspringend und die Dame des Hauses umarmend, „ich Undankbare, Vergessliche, habe noch nicht einmal Zeit gefunden, Sie zu begrüßen.“

„Das holen wir nun nach,“ entgegnete Frau Lydia, einen herzhaften Kuß auf ihrer jungen Freundin Mund drückend. „Sehen Sie, mit der Begrüßung springen wir schnell um. Und jetzt darf ich bitten, mit mir den Tee einzunehmen? Es ist alles in meinem kleinen Speisezimmer vorbereitet. Ich bitte vorlieb zu nehmen.“

Keine Einwände halfen.

Und wie gern folgten die Beiden der freundlichen Einladung.

Da saß man nun zu dreien um den sauber gedeckten Teetisch; die liebenswürdige Wirtin bediente ihre Gäste mit anmutiger Aufmerksamkeit.

Frau Lydia verstand es mit wenigem, Behagen um sich zu verbreiten, ihre anmutige Art, ihr reizendes Plaudertalent pflegte stets eine große Anziehungskraft auf ihre Umgebung auszuüben.

Sie brachte auch gar bald einen fröhlichen Ton in die bedrückte Atmosphäre hinein, so daß das junge Paar im Bewußtsein seiner gegenseitigen Nähe, für Augenblicke seinen Kummer vergaß.

„So war's auch einst bei uns,“ äußerte sich Helma.

„Immer wußte unsere liebe Frau Doktor den Sonnenschein hervorzuzaubern. Wie sehr fehlte mir der, als unsere Freundin aus unserem Hause schied. Auch Papa empfand die gähnende Leere.“

„Ja, der Papa, dem hätte es schon nichts geschadet, wenn er mein Gehen gefühlt. Lange wird er mir aber nicht nachgetrauert haben.“

Es lag weder Bitternis noch Empfindlichkeit in dieser Äußerung; eine große Schelmerei steckte hinter den Worten. Die strahlte aus den noch schönen Augen das junge Paar an.

Helma mußte lachen. Die gute Frau Lydia kannte ihre Pappenheimer. Und doch hatte Herr Thormählen Frau Lydia recht vermisst, die es so meisterlich verstanden, Frohsinn und Behagen um sich zu verbreiten.

„Es ist nicht leicht, mit Papa umzugehen, das gebe ich zu,“ erklärte Helma wieder ernst werdend. „Wir dürfen aber nicht vergessen, wie sehr er durch dieses heimtückische Leiden heimgesucht ist. Sie müssen mir versprechen, meine liebe Frau Doktor, wenn das Wunder sich vollziehen sollte, und ich einstmals als meines Theos glückliche Gattin den Vater verlassen müßte, daß Sie dann in meine Stelle treten werden. Nicht wahr, das versprechen Sie mir?“

„Es ist ein bißchen gewagt, liebe Helma. Kann nicht über Nacht ein Wunder geschehen? Dann bin ich an mein Versprechen gebunden. Aber lassen Sie nur gut sein, Kindchen. Wenn es Sie beruhigt, so gebe ich Ihnen dennoch heute das Versprechen. Denn wenn die Stunde da ist, da Sie als die Gattin des Herrn Oberleutnant in Ihr neues Heim einziehen, soll alles Böse, Traurige ausgelöscht sein,

Wir wollen vergessen, wieviel schwere Stunden des Vaters daß über Sie und Ihren Schatz gebracht, wir wollen gern oerzeihen und Frieden machen."

"O wie gern, wie gern," stimmte Helma bei. Theobald von Gneisen reichte seine Hand der edlen Frau zu festem Drude über den Tisch.

"Das war ein gutes Wort, gnädige Frau," sagte er. "Möchte denn diese Stunde bald kommen."

Frau Lydia lächelte freundlich.

"Der Papa wird Sie recht vermissen, liebe Helma," wandte sie sich dieser zu. "Gewöhnlich schäht man erst, was man besessen, wenn man es verloren hat. Obgleich ich mein Möglichstes tun werde, ihn teilweise zufrieden zu stellen, an Sie, liebe Helma, reiche ich nicht heran."

"O, Sie verstehen es besser als ich, Sie Liebe, Gute," rief Helma begeistert aus.

"Nicht doch, Kindchen," wehrte Frau Lydia ab. "Zur Pflege eines Kranken gehört Geduld, viel Geduld. Und wenn ich mir auch wohl schon manche gute Eigenschaft zu-

schreibe, Geduld, diese engelhafte Geduld, wie Sie sie haben, die besitze ich nicht."

So verließ das Mahl in Rede und Gegenrede.

Als man auseinanderging, geschah es von seiten des Brautpaares mit dankbarem Herzen gegen die liebenswürdige Beschützerin ihrer heimlichen Liebe.

Einmal in der Woche sollte diese beglückende Zusammenkunft bei der Doktorin stattfinden. Doch sah man sich auch viel in Bekanntenkreisen. Da allerdings mußten sich die Liebenden einen gewaltigen Zwang auferlegen, daß nichts ihre tiefinnersten Gefühle verriet. Ein Blick von Aug zu Auge, ein Händedruck, wohl mal ein geküstertes Liebeswort war alles, was sie sich leisten konnten; doch der Gedanke an die wunderbaren Abende bei der Freundin an der Mitter half ihnen über Zwang und Trennung hinweg.

Als Helma an diesem Abend nach Hause kam und sich auf ihr luxuriös ausgestattetes Mädchenzimmer zurückgezogen hatte, fiel ihr die Neujahrsnacht bei Dohrns wieder ein, die für sie einen so beglückenden Verlauf genommen. Da kam ihr auch das Bleigießen wieder in den Sinn.

(Fortsetzung folgt.)

Freiwillig . . .

Kriegsstilze von Elise Krafft-Friedenau.

Mit den bespritzten Reitstiefeln stand er plötzlich im Musikzimmer, wo die Rosemarie am Klavier saß. Ihr fröhliches Lied brach mitten durch, und das Lachen, das eben noch in dem jungen Gesicht gewesen, starb jäh.

"Aber Papa," . . . sagte sie erschrocken. "Was ist denn?"

Er antwortete nicht gleich. Die Zoppe riß er auf, und einen der kleinen goldenen Stühle warf er mit geballter Faust um.

"Es geht los, . . . wir haben den Krieg . . ."

Sie starrte den Vater an, als ob sie ihn nicht verstanden hätte. "Krieg" . . . was war das für ein fremdes, weltfremdes Wort? Was war Krieg? Draußen blühten noch die Sommerrosen, stand die Saat goldgelb und unbewegt auf lachenden Fluren, nein, . . . Krieg sah doch anders aus. . .

Da lachte der Gutsherr, kurz, hart, . . . das Lachen war wie ein Peitschenschlag.

"So ein Gesicht nützt dir jezt nichts, Töchtling, und bange machen lassen wir uns hier auf Dietenhofen noch lange nicht! Ich habe ganz andere Gesichter eben in der Stadt gesehen, von wo ich in 'ner knappen Stunde hergeritten bin. Beinahe kaput ist mir das Biest gegangen, aber es hat sich doch rangehalten, . . . Donnerwetter, . . . noch nicht sieben Uhr . . . und um Sechse kam das Telegramm aus Berlin. Die Russen und Franzosen sind schon bei uns über die Grenze gegangen . . . Teibel noch mal, . . . diese scheinheiligen Halunken, diese Friedensprediger ringsum, . . . jeder einzelne Tropfen deutsches Blut ist mehr wert, wie Millionen von der Sorte da drüben . . ."

Er schwieg, . . . wischte sich den Schweiß von der Stirn, und setzte sich breit auf den Klaviersessel, von dem sein Mädchen so jäh aufgesprungen war.

"Ich bitte dich, Papa, . . . schrei doch nicht so furchtbar, . . . ich höre ja auch so! Nur . . . ich verstehe nicht ganz Papa, . . . du sagst, Krieg, . . . ich habe doch noch vorgestern getanzt mit den Offizieren bei Landrat Bohlen, . . . ich habe doch gehört . . ."

"Gar nichts hast du . . ." schrie der aufgeregte Mann in das junge, verstörte Gesicht hinein . . . Sie haben doch alle selber nichts gewußt, die geschneiegelten Herrchen, die dir den Hof machten, . . . jezt aber wissen sie's alle . . . und rüsten Hals über Kopf zum Ausmarsch gegen den Feind, Herrgottsfakrament, . . . wenn man jezt sieben Jungens hätte, sieben echte Lüders aus echtem deutschen Bauernblut, losziehen sollten sie wie die Götter und dreinschlagen in das Gesindel! Und doch, . . . nein, . . . komm mal her, Mädchen, . . . und sieh nicht aus, als ob uns schon die ganze Ernte

verhagelt und zerstampft wäre, . . . es ist doch besser so, daß du nur 'n Mädchen bist! Und auch keinem nachjammerst, der heute oder morgen raus muß, . . . daß du dein Herz feste in der Hand behalten hast, . . . und zu Vatern steht, ganz alleine zu Vatern! Der Zeddlitz, der kleine Böker, der dicke Hauptmann von Kameke, . . . der stolze Barkenhäusen, . . . mit einem Schlage haben sie ganz andere Dinge im Kopfe, als deine Herrlichkeit, mein Töchtling! Na, na, . . . was ist denn los, . . . ich komme ja schon, . . . unterbrach er sich, indem er hochfuhr, und nach der Tür strebte, die sich geöffnet hatte. Seid ihr denn alle toll geworden, . . . daß ihr nicht abwarten könnt, bis ich zu euch 'runterkomme . . ."

Er ging mit wuchtigen Schritten durch die im Vorraum angesammelten Leute, die mit schreckensbleichen Gesichtern zusammengelaufen waren, und drängte sie wieder die Treppe hinunter. Beruhigend und fest drang seine laute Stimme bis zu Rosemarie herauf, die regungslos noch auf derselben Stelle stand, wo sie der Vater verlassen.

" . . . auch keinem nachjammerst, der heute oder morgen raus muß, und dein Herz feste in der Hand behalten hast . . ." hörte sie ihn sagen.

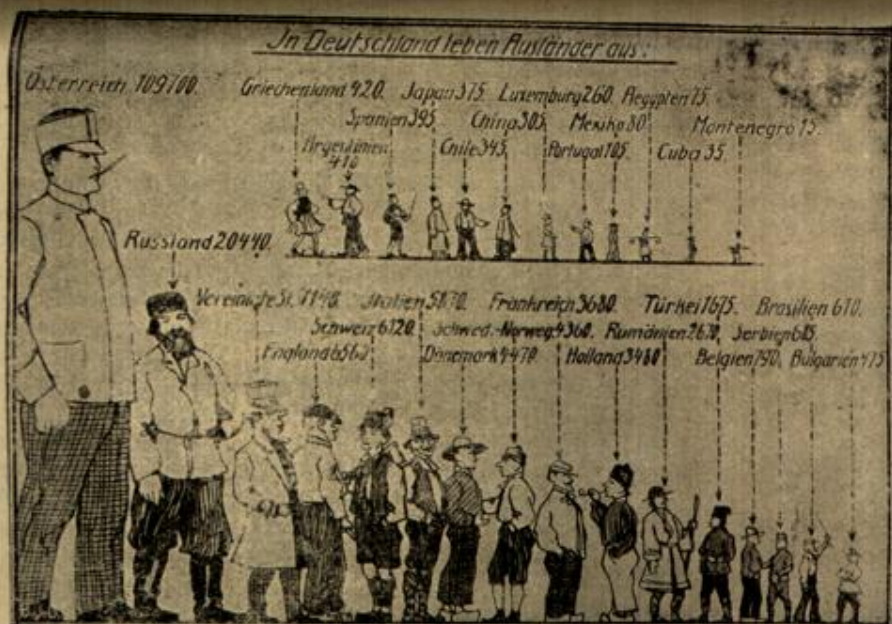
War das Abendsonne, oder war das Blut, was da in zuckenden Wellen über den roten Teppich hinrieselte? . . . Hier, . . . hier auf dieser Stelle hatten sie alle schon gestanden, die der Vater vorhin aufgezählt, . . . in ihren blauen, glänzenden Röcken, lachend und friedensstark. Und hatten ihren Liedern gelauscht, die sie in den blühenden Park hinausfang, ihren losen, lecken Liedern vom Glück . . .

Auch der letzte, der ernsteste und stolzeste . . . ja, Heinz Barkenhäusen, der mit seiner knappen Hauptmannssage Mutter und Schwester unterstützte, der sich nicht satt aß, wenn sein Bursche nicht auch satt war, . . . und trotzdem den Kopf hoch, höher wie alle anderen trug. Der nicht gebeten und nicht gebettelt hatte um ihre Liebe, . . . der nach jahrelanger Zurückhaltung, nach jahrelangem Spott plötzlich forderte, ohne viel Worte und Erklärungen, nur mit ausgestreckter Hand und zuckender Lippe. " . . . Du, ach du . . . ich vergehe, wenn du nicht mein wirst . . ."

Und sie hatte gelacht. Trotz der wilden, rasenden Freude in ihrer Brust, daß auch er, . . . er, ihr endlich unterlag, . . . gelacht, mitten in sein weißes, zuckendes Gesicht hinein.

"Wir sind nicht im Krieg, Herr Hauptmann, wo man sich nimmt, was man will, also lassen Sie mich durch . . ."

Aber er hatte die ausgestreckte Hand noch nicht sinken lassen, die ihr die Tür versperrte.



Die in Deutschland lebenden Ausländer.

Die Internierung Angehöriger feindlicher Staaten in Deutschland lenkt das Interesse darauf, wieviel Ausländer überhaupt sich in Deutschland aufhalten. Eine Statistik erweist, daß von unseren Feinden Rußland am stärksten vertreten ist, während England, Frankreich und Belgien nur einige Tausend Angehörige in Deutschland zählen.

„So gib freiwillig, . . . wenn nicht alles lügt und trügt
in deinen Augen . . .“

Da war sie aufgefahren, . . . sie wollte nicht, nein, . . . sie brauchte nicht geben, wenn er plötzlich befahl, zu lang und zu schmerzlich hatte sie gekämpft gegen diesen Mann und seinen Spott . . .

„Freiwillig? . . . Ach nein, lieber Herr Bartenhausen, den Mann gibt's wohl nicht, dem sich eine Lüders freiwillig ergibt . . . lassen Sie mich durch . . .“

Er hatte gehorcht. Ganz still hatte er den Arm sinken lassen und die Haden zusammengeschlagen . . .

Wenige Minuten später ritt er aus dem Hoftor Sie aber stand halb lachend, halb weinend, und zerpflückte die Rosen, die er ihr mitgebracht.

„Ich will nicht . . . nein, ich will noch nicht . . . wenn du nicht immer wieder kommst und bittest . . .“

Er kam nicht wieder. Er bat auch nicht. Spurlos verschwunden war er plötzlich aus ihrer Welt. Auf den Gütern traf sie ihn nicht und nicht in der Stadt, auch die Waldstraße da drüben ritt er nicht mehr entlang mit den anderen

Kameraden, wenn Sie mit den Freundinnen beim Tennisspiel herüberwinkte. Sie hatte ihren Willen, er hatte sie ganz freigegeben . .

Nun aber war Krieg, hatte der Vater gesagt. Nun zogen sie alle hinaus, die jahrelang hier aus- und eingegangen waren, um ihre Jugend zu schmücken, ihre Tage zu verschönen mit Lachen und Flirt. Auch der letzte . . .
Rica!

Arise!

Rosemarie lief jetzt auch nach der Thür. Hier die Treppe hinunter, in den Hof, und wurde sofort von den jammernden Mägden umringt. Stall- und Hofthüren standen weit offen, an Arbeit dachte keiner, in Gruppen standen die Knechte um den Inspektor und um den Vater, und hielten ihre Militärpapiere in den Händen . . .

Sie lief ein paar Schritte weiter, kehrte wieder um, und stand plötzlich vor dem Vater.

„Ich will einen Wagen, Papa . . . will das Auto . . . es ist ganz egal, was ich jetzt bekommen kann, aber ich will in die Stadt, sofort . . .“

Der Gutsherr sah seine Tochter beinahe verständlos an.

„Rede keinen Unsinn, ich habe jetzt keine Zeit für dich. Wir haben Wichtigeres hier.. also . . . her mit euren Pässen . . . Leute . . . einer nach dem andern . . . was . . . du mußt auch mit, Kelsche . . . ich denke, du bist höchstens

Vandsturm ohne Waffe, Kerl . . ." — Rosemarie hörte nicht mehr. Sie war schon wieder weiter gelaufen. Denn was da in ihrem Herzen umging, das hatte sie noch nie verspürt, was war das? . . . Not, Angst . . . zitterndes Begehren und riesengroße Kraft. Dazu eine Demut, ein Sichbeugen vor einer unfasslichen Macht, . . . ja, was war das? Und nur immer ein Gesicht sah sie, ein weißes, zuckendes, unter dem ausgestreckte Hände waren . . .

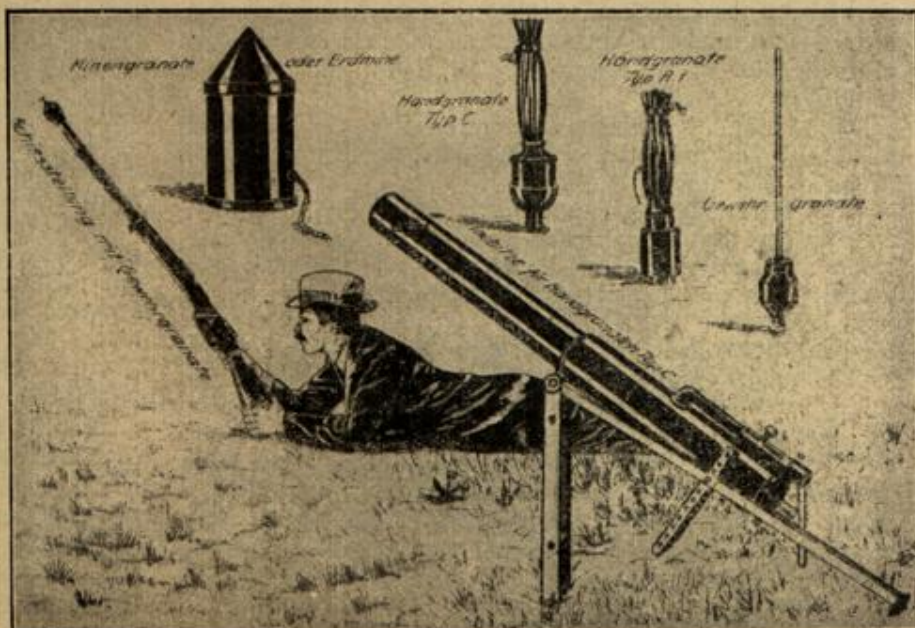
„Du . . . ach du . . . ich vergehe . . .“

Jetzt war Rosemarie im Garten, jetzt an den Tennisplätzen, nun an der Parktür, die offen stand. Sie lief ein Stück Landstraße, ein Stück Waldweg, quer über die Wiesen, immer geradeaus der Stadt zu. Ein paar Wagen, die an ihr vorbeifuhren, rief sie „Halt“ zu, vielleicht konnte sie da mitfahren . . . ja, dann war sie noch vor Dunkelwerden bei ihm, dem letzten, der sie begehrt und den sie ausgelacht hatte.

Aber die Kutscher hörten nicht. Sie hieben alle wie blind auf ihre Pferde . . . vorwärts nur, keine kostbare Zeit verlieren . . . Es wurde dunkler am Wege. Müde Bögel

Die modernen Waffen des Schlingengrabenkrieges.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz liegen die Schützengräben beider Heere einander oft in ganz geringer Entfernung gegenüber. Um eigene Truppen nicht zu gefährden usw., ist es der Artillerie daher oft nicht möglich, die feindlichen Gräben zu beschießen. Da sind nun neuere Waffen an ihre Stelle getreten, erstens die „Handgranate“, die auch aus „ganz leichten Haubitzen“ auf kurze Entfernung geschossen werden kann, zweitens die „Erdmine“ oder „Minengranate“, die elektrisch entzündet wird, nachdem sie durch einen unterirdischen Stoßen an den feindlichen Schützengraben gebracht worden ist; drittens die „Gewehrgranate“, eine aus dem Infanteriegewehr geschossene, an langem Schaft in den Gewehrlauf gesteckte kleine Granate, die in hohem Bogen abgeschossen wird und steil in den Graben einfällt.



Kreis-Blatt für den Obertaunus-Kreis.

Amtlicher Anzeiger der Staats-, Gerichts- und Communal-Behörden.

Equivalenz Organ für die Bekanntmachungen des Kreis Ausschusses des Obertaunuskreises.

Nr. 15.

Bad Homburg v. d. H., Samstag, den 13. Februar

1915.

Mitteilungen der Rohmaterialstelle des Land- wirtschafts-Ministeriums.

Fürsorge für die nächstjährige Ernte.

In der letzten Sitzung der Kunstdünger-Interessenten, die im November im Landwirtschaftlichen Ministerium stattgefunden hat, standen die Erörterungen über die Beschaffung des Stickstoffdüngers im Vordergrund. Bekannt ist, daß die gesamten vorhandenen Bestände an Salpeter aller Art für die Herstellung von Munition von der Heeresverwaltung in Anspruch genommen werden müssen. Darüber hinaus muß noch Teil des vorhandenen und neuerzeugten schwefelsauren Ammoniaks in Salpeter umgewandelt werden. Das für diesen Zweck notwendige Ammoniak ist glücklicherweise in so großen Mengen zu beschaffen, daß noch ein beträchtlicher Ueberschuß verbleibt. Vom Standpunkt der Landwirtschaft ist es natürlich zu bedauern, daß ihr außer allem Salpeter auch noch eine erhebliche Menge von Ammoniak, das bisher ausschließlich der Landwirtschaft als wertvoller Stickstoffdünger zur Verfügung stand, entzogen werden muß. Ihr bleibt für die 1915er Ernte nur ein zurzeit nicht genau festzustellender Teil der Ammoniak-Erzeugung und der Kalkstickstoff. Daß hierdurch der Bedarf an Stickstoffdünger für die Landwirtschaft nur zu $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ gedeckt werden kann, ist bereits früher hervorgehoben worden. Wenn nun auch seitens der Reichs- und Staatsregierung die schleunige Einleitung einer umfangreichen Produktion an schwefelsaurem Ammoniak und Kalkstickstoff unter Benutzung des Stickstoffs der Luft als Rohmaterial geplant wird und diese Pläne bereits greifbare Gestalt angenommen haben, so ist es doch nicht möglich, hierdurch der Landwirtschaft neue Mengen von Stickstoffdünger so zeitig zuzuführen, daß sie für die Ernte 1915 noch Verwendung finden können. Diese Mengen kommen bei äußerster Beschleunigung erst für die Ernte 1916 in Betracht, denn es ist zu bedenken, daß zunächst der Bau der Fabriken 6—8 Monate in Anspruch nimmt und daß nach ihrer Fertigstellung erst einige Monate gearbeitet werden muß, bevor eine nennbare Menge für den Verbrauch verfügbar wird.

Es gibt nur zwei Mittel, die geeignet erscheinen, diesen empfindlichen Mangel an Stickstoffdünger für die Ernte 1915, wenn auch nicht zu beseitigen, so doch jedenfalls zu mildern. Das eine ist die möglichste Steigerung der einheimischen Ammoniak-Erzeugung und das zweite die möglichst zweckmäßige Verwendung des in der Landwirtschaft selbst vorhandenen organischen Stickstoffdüngers.

Die Ammoniak-Erzeugung würde, wenn nicht eingegriffen wird, infolge des Krieges fast um die Hälfte, nämlich von 450 000 auf 250 000 Tonnen jährlich zurückgehen, weil aus naheliegenden Gründen die Hauptverbraucher des Kalks, die Hochöfen, nicht voll im Betrieb sind. Da aber das Ammoniak als Nebenprodukt der Kokereien anfällt, so ist eine Steigerung der Ammoniak-Erzeugung nur dadurch möglich, daß wenigstens ein Teil des Kalks, den sonst die Hochöfen verbraucht hätten, anderweitig verbraucht wird. Verstärkt wird die Notwendigkeit der Steigerung des Kalkverbrauchs auch dadurch, daß als weitere Nebenprodukte der Kokereien Stoffe gewonnen werden, die für die Herstellung gewisser Explosivstoffe bei der Munitionsherstellung gänzlich unentbehrlich sind, und daß das von der Maschinenverwaltung gebrauchte Heizöl aus dem ebenfalls als Nebenprodukt der Kokereien und Gasfabrik gewonnenen Teer hergestellt wird. Die Tatsache, daß die städtischen Gasfabriken bei

der Knappheit anderer Beleuchtungsstoffe mindestens im Vollbetrieb arbeiten, ist zwar erfreulich, fällt aber bei der wegen des geringen Prozentsatzes, den die Gasfabriken zu der Gesamt-Ammoniak-Erzeugung beisteuern, wenig ins Gewicht.

Zur Vermehrung des Verbrauches an Hüttenkoks hat die Reichsregierung eine Lombardierung des Roheisens, außerdem die Einführung eines billigen Tarifes für Eisenerze ins Auge gefaßt. Ferner haben die Reichs- und Staatsregierungen die Verwendung von Gas- und Hüttenkoks an Stelle von Kohlen im Bereich ihrer Verwaltung in allen Fällen angeordnet, in denen dieser Ersatz technisch möglich ist. Diese Anordnungen haben, wie schon jetzt erkennbar ist, einen Erfolg gezeitigt. Aber auch die an der ganzen Frage am unmittelbarsten interessierte Landwirtschaft muß zu ihrem Teil an der Steigerung des Koksverbrauches beitragen.

In den Brennereien, Störke- und Zuckerraffinerien, Kautschuk- und Gummifabriken, in Zementmüllern, Lokomotiven jeder Art, Küchenherden und Zimmeröfen, kurz in allen Feuerungen, die ganz oder teilweise mit Koks geheizt werden können, muß soviel als möglich die Kohle durch Koks ersetzt werden. Wenn aber auch hier ein merkbarer Erfolg erzielt werden soll, dann muß das allgemein geschehen. Wer sich damit beruhigt, daß nun die anderen wohl zum Koksbrand übergehen werden, er selber aber sich die Unbequemlichkeit, statt dem gewohnten Brennmaterial Koks zu verfeuern, nicht zu unterziehen brauche, der handelt in der gegenwärtigen Lage unpatriotisch. Also in allen Feuerungen, soviel als irgend möglich die Kohle durch Koks ersetzen!

Auf Anregung des landwirtschaftlichen Ministeriums hat der Leiter der technischen Abteilung des Vereins zur Förderung der Moorkultur, Herr Arland, in einer landwirtschaftlichen Brennerei und an sonstigen Feuerungen, die Möglichkeit Koks zu verbrennen, praktisch ausprobiert. Hierbei hat sich gezeigt, daß sich in allen Feuerungsanlagen, die mit Kasten versehen sind, Bechens, Beckens und Gaskoks in Mischung mit Schwarzkohlen und Braunkohlen-Bricketts sehr gut verwenden lassen. Zweckmäßig ist, wenn der Koks für diesen Zweck zu nutzgroßen Stücken zerkleinert wird.

Bei Dampfkesselanlagen mit schwachem Zug durch niedrige Schornsteine oder längere horizontale Rauchkanäle kann die Dampfleistung bei der Koksfeuerung allein oder als Zusatz zu anderen Brennmaterialien durch Anordnung eines einfachen Dampfgebißes unter dem Koks, welches von jedem Schloffer hergestellt werden kann, wesentlich erhöht werden.

Bei Dampfkessel mit gutem Zug und geeigneten Koksstäben von 4—6 mm Querspalten ist unter Umständen Gaskoks allein zu verfeuern, bei Schmelzkoks dagegen muß wegen des schwereren Abrennens dieses Materials stets ein Grundfeuer von Steinkohlen oder Braunkohlen vorhanden sein, werauf dann mit Koks weiter gefeuert werden kann.

Durch die angestellten Versuche ist ermittelt worden, daß sich bei Kesselanlagen die Kosten pro 1000 kg Betriebsdampf bei der Verfeuerung von Steinkohlen oder Braunkohlen-Bricketts mit Zusatz von $\frac{1}{3}$ Gaskoks ziemlich gleich wie bei Steinkohlenfeuerung stellen, bei einem Zusatz von $\frac{1}{2}$ Gaskoks sich um etwa 4—5% erhöhen würden. Bei Zusatz von $\frac{1}{3}$ Schmelzkoks würden sich die Dampfkosten um etwa 5—6% und bei einem solchen von $\frac{1}{2}$ Schmelzkoks um etwa 10—12% steigern.

Hierbei ist zu bemerken, daß die in der Versuchsanlage festgesetzten Preise für die Brennmaterialien zugrunde gelegt sind, wobei die Preise für Gaskoks um 10% und diejenigen für Schmelzkoks sogar um 25% höher sind, als die Steinkohlenpreise, und zwar in allen Fällen inkl. Ausfuhr, also frei Kesselhaus gerechnet.

schwärmten im niedrigen Flug durch Gesträuch und Strauch, ein Klingen und Singen von der Wacht am Rhein. — Rosemarie sah weder links noch rechts. Mit ihren dünnen weißen Schuhen lief sie durch Dornen, Pfützen, über

Die Eingänge zu den Erdwohnungen der deutschen Truppen im Argonnenwald.

Im Argonnenwald wird seit mehreren Monaten hartnäckig gekämpft. Da die Truppen an den einzelnen Laufgräben und Stellungen längere Zeit stehen bleiben, so haben sich dieselben ihre Quartiere mit selbsterfindlichem Geist so behaglich wie möglich ausgestattet. Wir sehen hier ganz wohnlich aussehende Waghütten aus Stroh und Zweigen gebildet und die Verbindungswege zwischen den einzelnen Erdhöhlen, wo unsere Truppen bomben- und schrapnellsicher wohnen und schlafen, wurden ganz wie bei uns die Gartenwege gesäubert, geebnet und mit Zweigen als Zäune begrenzt. So ein Lager der deutschen Truppen sieht nach einigen Tagen sehr wohnlich aus, so daß man glaubt, die Truppen hätten wochenlang hier gewohnt.



Das neue Lazarett-Automobil.

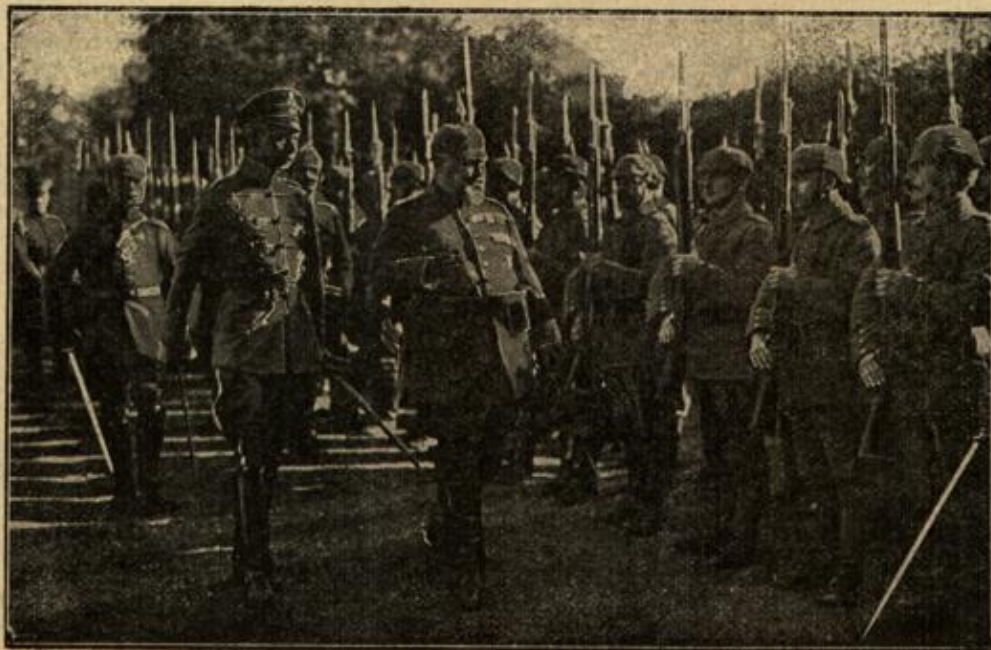
Die Fürsorge für die Verwundeten.

Man ist bestrebt, die Pflege der Verwundeten sowohl im Felde, wie in der Heimat so sorgsam wie möglich zu gestalten und die großen sanitären Fortschritte der modernen Zeit ermöglichen dies im hohen Maße. Für den Transport der Verwundeten kommt jetzt ein ganz neuartiges Transport-Automobil zur Verwendung, das sehr geräumig ist und besonders draußen im Felde den besten Schutz gegen die Witterung bietet.

Steine, Sand und Moorboden. Die Spitzen ihres Sommerkleides zerrissen, sie achtete es nicht, . . . geradeaus lief sie, den nächsten Weg zur Stadt und Garnison, wo sie schon als kleines Mädel zur Schule gegangen, wo sie jedes Haus und jede Straße kannte, auch jenes Haus weit hinten am Festungsgraben, wo der Mann wohnte, dem sie so bitter weh getan, und von dem der Vater sagte, daß er auch, . . . er auch Hals über Kopf zum Ausmarsch gegen den Feind rüstete.

Ja, . . . er war Offizier, Hauptmann . . . der erste an der Front . . . vielleicht auch der erste, den so eine mörderische Kugel drüben an der Grenze traf . . .

Rosemarie, das verwöhnte Kind des Glückes, das bisher noch wenig Tränen gekannt, weinte plötzlich. Alte Kindergebete, die sie längst vergessen geglaubt, fielen ihr plötzlich ein . . . Wieder wachten auf, die ihr die Mutter am Bettchen gesungen hatte . . . eine ganz neue Welt war plötz-



Der König von Württemberg

beim deutschen Kronprinzen zu Besuch. Auch der württembergische König stattete dem deutschen Kronprinzen in seinem Hauptquartier einen Besuch ab und wir sehen hier die hohen Herrschaften die Axt eines württembergischen Regiments abhreiten.

lich da und riß und zerrte an ihrem Herzen, bis nichts mehr übrig blieb von all der unbedachten Torheit ihres Lebens.

Als die ersten Häuser, die Mauern der Befestigungs- werke der Stadt vor ihr auftauchten, war es fast dunkel. Lichter bligten auf . . . Menschen drängten sich, wohin man sah, zu Gruppen zusammen . . . Soldaten und Offiziere ritten, fuhren und marschierten an ihr vorüber, . . . ein un- beschreiblicher Wirrwarr überall.

Rosemarie blieb plötzlich stehen, an eine Mauer gelehnt, und besann sich. Wohin wollte sie denn da? Wirklich in das Haus des Mannes, den sie zwei Monate nicht gesehen hatte . . . der vielleicht noch auf einem fernen Truppen- übungsplatz war oder vielleicht schon irgendwo weit von hier zum Grenzschutz des Vaterlandes. In das Zimmer, das sie nie betreten, und das sie doch aus seinen Schilderun- gen kannte wie ihr eigenes? Wo der alte Schreibtisch seines toten Vaters stand, die Bilder seiner Mutter, seiner Schwestern hingen, die seinetwegen geduldet und gespart hatten, damit er auch Offizier werden konnte, wie sein Vater, sein Großvater es gewesen?

Rosemarie preßte die Hände ineinander und lief weiter. „So gib freiwillig, wenn nicht alles lügt und trügt in deinen Augen,“ hatte er gesagt.

Was ihr damals zu schwer erschienen, wie leicht war es heute mit dieser Angst, mit dieser Demut im Herzen. Frei- willig geben, alles, alles wollte sie, nur ihn noch einmal sehen, noch ein einzigesmal . . .

Da war das Haus . . . ja, da war auch Licht in den beiden kleinen Fenstern, die nach der Gartenseite zu lagen. Rosemarie lief durch diesen Garten, der still und verödet lag, lief durch die weit offen stehende Haustür, und prallte im Halbdunkel gegen einen Burschen an, der mit einem Tele- gramm in der Hand auf die Straße laufen wollte.

Einen Augenblick streiften überraschte Blicke das ver- störte Mädchenantlitz, das weiße, zerrissene Kleid und die wie bittend erhobenen Hände. Dann lächelte der Mann in seiner grauen Drillschjacke und dem geröteten, beinahe froh erregten Gesicht.

„Links, die zweite Tür . . . der Herr Hauptmann packt gerade,“ sagte er mit einer verstehenden Geste . . .

Rosemarie stand allein vor dem bezeichneten Zimmer. Um sie lag schon allerlei, das von einem plötzlichen Ausbruch erzählte. Ein gefüllter, brauner Feldsack, allerlei Waffen, Sättel und Reitzzeug . . .

Nun klopfte sie, klopfte noch einmal und zum drittenmal. Niemand rief herein.

Da klinkte sie den Griff auf, und trat ein.

Der Mann, der da im feldgrauen Rod über seinem feld- grauen Koffer gebückt stand, blickte gar nicht auf. Aber es blieb so merkwürdig still hinter ihm. Es war, als ob nie- mand hereingekommen war, als ob nur der warme Sommer- wind, der draußen mit leichten Rosenblättern spielte, durch die Tür geweht hätte . . .

Flüchtig sah er hinüber . . . in der einen Hand den Feldstecher, in der anderen die Schreibmappe, die ihm die Schwestern zum Geburtstage gestiftet hatten. Und nun lag plötzlich beides auf dem Boden, und, ja . . . beinahe hätte er sich festhalten müssen, der sonst so starke Soldat. Denn daß eine Rosemarie Lüders zu ihm in die Wohnung kam . . . sie,

die ihn lachend zurückgewiesen, als er mit seiner Liebe für sie nicht mehr aus noch ein gewußt . . . das konnte doch nicht Wahrheit sein . . . Und doch, sie stand da . . . die weißen Schuhe beschmutzt, das schöne Kleid zerrissen, und hatte Mühe, aufrecht zu bleiben.

Er wollte zugreifen . . . aber sie wehrte ihm. Sie lächelte ganz ungewohnt, und wußte nicht, daß dieses Lächeln eher einem Weinen glich.

„Vater sagt . . . es gibt Krieg . . . Sie müssen fort heut oder morgen . . . ist . . . ist das wahr?“

Er nickte und schob ihr den einzigen freien Sessel hin, der im Zimmer war.

„Es sieht toll aus . . . verzeihen Sie . . . aber morgen in aller Frühe muß schon ein Teil fort von uns . . . auch ich mit meiner Kompagnie, und darum . . .“

Er sprach nicht aus, die Erregung war zu mächtig in ihm bei ihrem unerwarteten Anblick.

Sie lächelte auch nicht mehr. Sie hatte sich hingesezt und sah ihn nur an. Sein geliebtes Gesicht mit den hellen Augen . . . das lockige Haar, der kleine Schnurrbart über der zuckenden Lippe . . .

„Heinz“, wollte sie sagen, nur das eine Wort . . . aber es gelang ihr nicht.

Ob er die stumme Sprache in ihren Augen nicht ver- stand? Zuerst war er stehen geblieben, ganz formell, wie er es sonst getan, wenn er mit einer Dame sprach. Dann, als er sah, wie sie die Lippen öffnete, ohne zu sprechen, wie sie kämpfte, kämpfte . . . lag er plötzlich auf die Knie vor ihr.

Und sie tat weiter nichts, als hob die Hände . . . strich leise, leise über den gesenkten Kopf vor sich.

„Du darfst nicht fortgeh'n, ehe ich dir gehöre . . .“ sagte sie dabei flüsternd, „darum bin ich hier, um dir das zu sagen . . .“

Sie schloß die Augen, als er sie zu sich herabzog und sie küßte. Sie lag an seinem Herzen, als wäre nun alles, alles gut, als gäbe es keinen Abschied, keinen Krieg und keine Feinde auf der Welt, die ihr junges Glück zerstören könnten.

Bis er selbst sich aufrichtete, straff, leuchtenden Blickes, und starr . . . starr wie nie zuvor.

„Daß ich so noch hinausziehen darf gegen den Feind, Rosemarie, das danke ich dir, solange ich atmen kann. Das stählt meinen Arm und segnet meine Waffen, . . . das hütet uns Soldaten vor Gefahr, wenn Frauenliebe uns im Feld begleitet. Und . . . daß du freiwillig gekommen bist, Rosemarie . . .“

Sie lächelte. Sie begriff es nicht, wie sich ein Mensch in einer einzigen Stunde so um und um drehen konnte, wie sie selbst es getan. War das Krieg, dieses seltsame Gefühl des Gebens, des Helfens und der Demut in ihrer Brust? Nein, es war wohl nur deutsche Art und deutsches Wesen, das sich in Stunden der Not und Gefahr auf sein Bestes besinnt, was es an Gütern hat.

So lachen und so singen würde sie nun wohl nicht mehr wie bisher, . . . wohl aber mehr beten. War das nicht schon wie ein halber Sieg? . . .

Und Hand in Hand fuhr sie mit dem Liebsten auf kurze Abschiedsstunden den Weg durch die Sommernacht zurück, den sie hergekommen war.



Sieges - Gesang.

5

Siegesnacht, an Traum und Wundern
große!

Wie still das bange Herz nun wieder schlägt!
Die Tat geschah, gefallen sind die Lose:
Der Gott war treu, den Deutschlands Liebe
trägt!

O schöne Nacht — nach soviel ungewissen —
Die in den Schlummer ein Erquiden giebt..
Die milden Sterne neigen sich dem Kissen,
In das — befreit — die erste Träne fließt.

Was glühend, leidend und in heil'gem Hoffen
Demütig jedes Herz in sich verwahrt,
Ist Wahrheit!... Und wir steh'n noch ganz
betroffen,

Langsam im Glüd, nach un'rer deutschen Art.

Wir senken nur das Haupt, das denkschwere,
Das sich so treu in seine Pflicht gedacht,
Und fühlen, wie im Grund der deutschen
Ehre

Ein neuer, großer deutscher Traum erwacht.

Al unser Blut ist in uns aufgestanden,
Ein Brand, der reinigend nach außen zückt,
Und Tausende, die noch ihr Ziel nicht fanden,
Finden ihr Herz.. und atmen ganz beglückt

Die warme, blaue Luft der Reife - Zeiten
Und wissen plötzlich, daß nur Eines frommt:
Zu dienen und im Heiligen Krieg zu streiten,
Wenn Gott im Sturm als ein Erfüller
kommt!

O meine Brüder, meine Kampfgenossen,
Sterbende Ihr, und Ihr, Gestorbene schon:
In jedem Tropfen Blutes, der geflossen,
Ist schon des Opfers übergroßer Lohn:

Das Werk, das Eure heiß ergriff'nen Herzen
In einer einzigen Leidenschaft erstreben,
Wird als der Heiligenchein all Eurer
Schmerzen

In tausend Auferstandenen weiterleben.

Und jeder Hauch und jeder kleinste Schauer
Von Liebe, Größe, sünnendem Vergelt,
Den Ihr uns kämpfend gabt: hebt aus der
Trauer

Um Euren Tod die umgeschaff'ne Welt!

O Wirtler! Opfernde! O Umgestalter,
Sieger, die keines Wortes Schönheit preist:
Euch grüßt die heilige Jugend der Erhalter:
Euch ist der Ruhm, der uns die Pfade weist!

Albert H. Kausch.

Winterlage.

Ron D. Rhein

Wenn uns die Sonne nicht durch ihren
belebenden, lichten Strahl erfreut, trauert
die ganze Natur, und auch wir Menschen
empfinden den sehr bedrückenden Mangel.
Er ist jedoch vorübergehend; denn im Ver-
lauf der Tage folgt auf Regen wieder Son-
nenschein, auf Dunkelheit der goldene Licht-
strahl. Zwar ist es sehr schwer, gerade jetzt

die trüben Tage zu ertragen; trübe für un-
zählige Herzen in doppelter Weise. Denn
nicht allein wird das Gemüt durch die trau-
ernde Natur in Mitleidenschaft gezogen,
sondern es ist augenblicklich so viel des durch
den Völkterkrieg hervorgerufenen Leidens vor-
handen, daß wir alle nur immer wieder um
Stärkung des Glaubens bitten müssen. Des
Glaubens, der ausharrt bis ans Ende und
über das Grab hinauswirkt. Wie wir auch
keine Minute die Hoffnung auf den schließ-
lichen Sieg und heiß ersuchten Frieden auf-
geben werden, und wie uns die Liebe zur
Werttätigkeit für unsere Umgebung und die
in der Ferne für uns kämpfenden, so tap-
feren, so ausdauernden Soldaten antreibt.
Auch dieser Winter wird im Strom der Zeit
versinken. Weil nichts hinieden von Dauer
ist, so ist auch uns Menschen ein Ziel ge-
setzt. Der Tod kommt zu dem einen früh,
zum andern später. Wir wissen nicht, wie
bald auch wir heimgehen werden, und es
ist sehr gut, daß uns der Blick in die Zu-
kunft verwehrt bleibt. Aber wir wollen
auch zu den trübsten Zeiten daran festhalten,
daß alles, was geschieht, nur zu unserm
Besten dient, und daß dereinst der Dornen-
kranz zur Überwinderkrone werden wird.

Für die Küche.

Apfelpunsch. 1 Flasche Apfelwein wird
erhitzt, geküht und mit einem Glas Arrak,
sowie dem Saft einer Zitrone und Zucker
nach Geschmack gemischt. Nach Belieben
kann auch etwas Zimt zugegeben werden.
Zulezt rührt man das Getränk mit 3 bis
4 Eigelb ab. schlägt den Schaum der Eier
mit etwas Zucker ganz steif und gibt ihn
auf die Terrine, in welcher der Punsch an-
gerichtet ist. Oder der lauwarme Punsch
wird mit den ganzen Eiern bis kurz vor
dem Kochen geschlagen und dann in eine
Terrine gegossen.

Schweineschnitzel. Aus der Keule oder
auch aus dem Vorderblatt werden handgroße
Stücke geschnitten, geklopft, gesalzen und pa-
niert und in steigender Butter gebraten.
Dann garniert man sie mit gewässerten
Sardellen und Zitronenscheiben und serviert
nebenbei geriebenen Käse.

Senssauce. In einen irdenen Topf wird
ein Stück Butter, so groß wie eine große
Weischnuß, 2 Löffel Mostich, 3 Eigelb, 3
Löffel Sahne, 2 Löffel Mehl, Saft einer
Zitrone, Salz, Zucker und $\frac{1}{4}$ Liter Fleisch-
brühe getan. Dies alles wird gequirlt, bis
es steif und gar ist und dann zu Rindfleisch
gereicht.

Heringsstartoffeln. Nicht mehltige Kar-
toffeln werden in der Schale gekocht, geschält
und wie zu Salat geschnitten. Aus Butter
und Mehl bereitet man nun eine Mehl-
schwige, gibt Fleischbrühe zu und saure
Sahne. Ist keine Fleischbrühe vorhanden,
so kann auch Wasser an ihre Stelle treten.
Dies wird zu einer sämigen Sauce verkocht
und die Kartoffelschnitte hineingetan. Da-
zu gibt man dann 2 bis 3 entgrätete fein-
geschnittene Heringe, die vorher gut ge-
wässert sein müssen und läßt das Gericht
eine Zeitlang auf warmer Platte ziehen.
Man serviert es zu Karbonaden oder Brat-
würst.

Haushirtschaft.

Unverwüßliche Tinte zum Wäschezeichnen.
Man nehme nach altem Hausmannsbrauch
zu gleichen Teilen Zinnober und Eisen-
vitriol, stampfe dasselbe zu Pulver, ver-
mische es und reibe es auf einem Reibstein
zusammen recht fein ab wie jede andere Ol-

farbe. Mit dieser so entstandenen Farbe
kann man die Wäsche entweder durch Ein-
schreiben oder vermittels Schablone und
Pinsels einzeichnen, und wird die Schrift,
sofern sie sich trocken eingestrichen hat, durch
kein Waschen wieder herauszubringen sein.
Abgesehen von der eigenen und leichten
Herstellungsweise, übertrifft diese Zeichen-
tinte alle bisher in den Handel kommenden
Fabrikate, und haben diese Zeichnungen auch
noch das voraus, daß sie nicht herausgetrennt
werden können, wie die Stidereien oder
gar die aufgenähten Buchstaben.

Um Petroleum zu verbessern, gibt man
in das Bassin der Lampe, je nach dessen
Größe, 1 Teelöffel bis 1 Eßlöffel voll Koch-
salz. Dasselbe braucht sehr selten erneuert
zu werden. Man kann auch eine Hand voll
in die Petroleumflasche oder -Kanne tun,
um dieselbe Wirkung zu erreichen. Das
Petroleum brennt entschieden heller und
explodiert weniger leicht.

Weiße Felle dürfen niemals feucht ge-
waschen werden. Geschieht dies, so können
sie freilich unter Umständen sehr weiß wer-
den, was das Haar anlangt, aber das Leder
wird stets steif und brüchig. Eine Trocken-
wäsche ist auf alle Fälle das Geratene.
Magnefia oder heiße Weizenkleie, auch Fluß-
sand im erhitzten Zustand eignen sich dazu.
Aber nur sachverständige Hände mögen die
Arbeit vornehmen.

Erprobtes.

Ein Kleister von ungemeiner Klebkraft
für Leder usw. Vier Gewichtsteile guter
Leim werden in 15 Teilen kaltem Wasser
aufgeweicht und dann mäßig erwärmt, bis
die Lösung vollkommen klar wird. Darauf
werden unter beständigem Umrühren 65
Teile siedendes Wasser zugelegt. In einem
anderen Gefäß werden 30 Teile Stärke mit
20 Teilen kalten Wassers verrührt, so daß
eine milchige Flüssigkeit ohne Klößen ent-
steht. In diese wird der kochende Leim nach
und nach eingerührt und das Ganze kurze
Zeit in siedendem Zustand erhalten. Nach-
dem es erkaltet ist, werden einige Tropfen
Kohlensäure dem Kleister zugelegt, der un-
gemeine Klebkraft besitzt und für Papier,
Pappdeckel, Leder usw. verwendet werden
kann. Er wird in verkorkten Flaschen auf-
bewahrt, um das Verdunsten zu verhüten,
und hält sich so jahrelang.

Einen Backofen, in dem Schwarzbrot ge-
backen werden soll, prüft man auf seinen
Hitzegrad auf sehr einfache Weise, indem
man nach dem Entfernen der Kohlen ein
wenig Mehl in das Rundloch des Ofens
legt. Wird dies schnell braun, so hat der
Ofen die richtige Hitze, wird es sogleich
schwarz und brenzlich, so muß der Ofen erst
noch etwas auskühlen.

Aquarienkunde.

Große oder kleine Fische. Ob man große
oder kleine Fische für sein Aquarium wählt,
das kommt auf die Größe des Beckens und
auf den Geschmack an. Je kleiner das Becken
ist, desto kleiner müssen auch die Fische sein.
Hält man da Goldfische von der Größe eines
kleinen Heringes in einem kleinen Behälter,
so ist das nur Tierquälerei, und für jeden
Befchauer, der etwas kennt und Geschmack
hat, ist eine solche Anlage widerwärtig. Hat
man dagegen ein großes Becken, so kann man
auch größere Fische einsetzen. Man muß aber
wissen, daß solche sich nicht so lange halten
wie kleinere und auch nicht so flink und
lebendig sind.

...überall dort stattfinden, wo es irgend technisch möglich ist.

Bezüglich des zweiten Punktes der zweckmäßigeren Verwendung des in der eigenen Wirtschaft vorhandenen organischen Stickstoffs, kommt folgendes in Betracht.

Bei dem gänzlichen Mangel an Salpeter und dem unzureichenden Vorrat an Ammoniak und Kalstickstoff fehlt die Möglichkeit, die Getreidesaaten im Frühjahr mit der üblichen Menge von leichtlöslichem Stickstoff als Kopfdünger zu versehen. Jedem Landwirt ist aber bekannt, daß durch die Verabreichung von 25—100 Pfund Salpeter auf den Morgen — je nach dem Stand der jungen Saaten — im Frühjahr die Erträge um mehrere Zentner gesteigert werden. Die Jauche enthält einen ebenfalls leicht löslichen Stickstoff u. z. im Mittel 0,25%. Dabei ist natürlich Voraussetzung, daß das Regenwasser von ihr ferngehalten wurde, daß also die Jauche in unverdünnter Form vorliegt. Es liegt nahe, die Jauche als Ersatz für Salpeter zur Kopfdüngung zu gebrauchen. Da es sich um verhältnismäßig schwache Gaben, aber möglichst gleichmäßige Verteilung handelt, und eine gleichmäßige Verteilung so schwacher Gaben in flüssiger Form praktisch unmöglich ist, muß die Jauche mit Torfmull vermischelt werden, der in beliebigen Mengen zu haben ist.

Auf Anregung des landwirtschaftlichen Ministeriums sind praktisch: Versuche gemacht worden, die ergeben haben, daß bei Vermischung von 5 Zentner Jauche auf 1 Zentner Torfmull bei inniger Mischung beider durch Hin- und Herschäufeln eine Masse entsteht, die feinkrümelig genug ist, um mit der Hand in gleichmäßiger Verteilung auf die Getreidesfelder ausgestreut zu werden. Die Mischung wird am besten in dichten Kastenwagen lose auf das Feld gefahren und unter Verwendung von Röhren oder anderen größeren offenen Gefäßen ausgestreut. Säcke sind für diesen Zweck ungeeignet. Die oben angegebene Mischung enthält in 6 Zentnern 1,25 Pfund leichtlöslichen Stickstoff, also in einem Zentner rund 0,20 Pfund. Will man also eine Gabe von 50 Pfund Salpeter mit 8 Pfund Stickstoff ersetzen, so müssen 40 Zentner der Torfmulljauchemischung ausgestreut werden. Der zu 6 Zentner Mischung gebrauchte Zentner Torf kostet frei Hof durchschnittlich 1,30 Mk. Auf einen Zentner der Mischung entfallen also rund 22 Pf. Die Kosten des Mischens, Ausfahrens und Ausstreuens berechnen sich auf 18 Pf., der Zentner kostet also auf das Feld ausgestreut 40 Pf., so daß sich für jene 40 Zentner 16 Mk. ergeben. Die Kosten für die Beschaffung und das Ausstreuen von 50 Pfund Salpeter betragen 5,75 Mk. Die Jaucheverwendung stellt sich also wesentlich teurer. Der Umstand, daß auf den meisten Gütern die russisch-polnischen Schnitter den ganzen Winter hindurch beschäftigt werden müssen und diese zu ermäßigten Löhnen zu arbeiten bereit sind, wird aber die im wesentlichen aus Arbeitslöhnen bestehenden Kosten wesentlich herabmindern lassen. Es ist außerdem zu berücksichtigen, daß bei den herrschenden hohen Getreidepreisen eine volle Deckung der Kosten eintritt; außerdem zwingt die dringende Notwendigkeit, in den nächsten Jahren aus nationalen Gründen hohe Getreideernte zu erzielen, dazu dieses Verfahren überall in dem Umfange durchzuführen, in dem die Möglichkeit dazu gegeben ist. Zu der Ausführung darf natürlich nicht erst im Frühjahr geschritten werden, es muß vielmehr den ganzen Winter hindurch in dem Maße angewendet werden, in dem die Jauche anfällt.

Die überhaupt verfügbare Jauche wird dadurch in der gegenwärtigen Kriegszeit im Interesse der Beschaffung von Brotgetreide sehr viel besser verwertet, als wenn sie, wie sonst üblich, in flüssiger Form den Aekern und Wiesen zugeführt wird. Die Verwendung der Jauche in flüssiger Form zur Düngung kleinerer Flächen bedeutet stets eine Vergeudung des darin enthaltenen leicht löslichen Stickstoffs. Durch Vermischung der Jauche mit Torfmull läßt sich der darin enthaltene Stickstoff ebenso hoch verwerten, wie der Salpeterstickstoff. Von einem vollen Ersatz der Salpeterkopfdüngung kann natürlich schon deshalb keine Rede sein, weil in den meisten Wirtschaften die verfügbaren Jauchemengen bei weitem nicht ausreichen, um alle Getreideschläge mit der erforderlichen Kopfdüngung zu versehen. Aber ein recht namhafter Erfolg kann dadurch zweifellos erzielt werden, und in der gegenwärtigen Zeit müssen alle Mittel herangezogen werden, die geeignet sind, die Erträge des Brotgetreides zu steigern. Es sollten deshalb alle schwächer bestandenen Saaten mit einer Torfmull Jauchedüngung versehen werden; wenn nur wenig Jauche zur Verfügung steht, so sollten für solche Saaten

20. Zentner Torfmull-Jauchemischung auf den Morgen gegeben werden. Aber auch dort, wo von einer solchen Verwendung der Jauche zur Kopfdüngung abgesehen wird, sollte Torfstreu und Torfmull bei der Einstreu in den Ställen neben Streustroh und zur Konsevirierung des Stalldüngers auf den Düngerstätten in diesem Jahre in allen Wirtschaften im weitesten Maße zur Verwendung kommen, damit kein Tropfen Jauche ungenutzt abfließt und der heute so besonders wertvolle in der eigenen Wirtschaft erzeugte organische Stickstoffvorrat vor Verlusten möglichst bewahrt bleibt.

Berlin W. 9, den 11. Januar 1915.

Leipzigerstraße 2.

In dem Runderlasse vom 20. November v. Jrs. (S.-M.-Bl. S. 527) ist bereits darauf hingewiesen, daß überall da, wo ein Ersatz des Petroleums durch andere Beleuchtungsmittel möglich ist, der Verbrauch von Petroleum ganz eingestellt werden muß. Der andauernde Mangel an Petroleum veranlaßt uns, die Aufmerksamkeit von neuem auf die Ersatzmittel hinzuwenden. Als Ersatzmittel für Petroleum kommen, neben Kerzenbeleuchtung und Spiritus dessen stärkere Verwendung schon in meinem, des mit unterzeichneter Minister für Handel und Gewerbe, Erlasse vom 13. November 1914 (S.-M.-Bl. S. 532) empfohlen ist, insbesondere in Betracht:

- a) elektrische Beleuchtung,
- b) Steinkohlengasbeleuchtung,
- c) Lustgasbeleuchtung,
- d) Äzetylenbeleuchtung.

Dem Anschluß an elektrische Zentralen dürften auch hier unter den gegenwärtigen Verhältnissen Schwierigkeiten aus Mangel an Installationsmaterial kaum mehr entgegenstehen, nachdem der Verband deutscher Elektrotechniker im Benehmen mit den Fabrikanten für Installationsmaterial seine Normalien auf die Möglichkeit der Verwendung von Eisenleitungen mit imprägnierten Papierhüllen und wasserdichter Metallumhüllung ausgedehnt hat. Dieses neue Installationsmaterial bietet, soweit es sich um festverlegte Leitungen handelt, einen ausreichenden Ersatz für Kupferleitungen. Das im Anschluß an diese festverlegten Leitungen erforderliche biegsame Material ist in ausreichenden Mengen vorhanden. Ebenso wenig begegnet die Erweiterung der Freileitungen zwecks Anschluß von Ortschaften und einzelnen Gehöften an bestehende Freileitungsnetze Schwierigkeiten, da auch für solche Freileitungen Eisen-Normalien bereits ausgearbeitet sind. Der Ausdehnung der elektrischen Beleuchtung in den Kreisen der Minderbemittelten wird es insbesondere förderlich sein, wenn die Einrichtungen der Installationskosten durch Zulassung kleinerer Teilzahlungen oder in sonst geeigneter Weise, z. B. durch Einrechnung in die Tarife, erleichtert wird. Auch wird es sich unter Umständen empfehlen, bei Kleininstallationen unter bestimmten Voraussetzungen niedrigere Strompreise für eine gewisse Bezugszeit festzusetzen. In ähnlicher Weise wird der Uebergang von der Petroleum- zur Steinkohlengasbeleuchtung erleichtert werden können. In größeren Städten ist vielfach durch Aufstellung von Gasautomaten die Entbürgerung der Steinkohlengasbeleuchtung erzielt worden.

Neue Anlagen zur Einführung der Lustgasbeleuchtung werden zurzeit kaum in Frage kommen, weil Benzin nicht für Beleuchtungszwecke verfügbar ist. Dagegen werden die bereits vorhandenen Lustgasanlagen öfter dadurch wieder betriebsfähig gemacht werden können, daß Äzetylerzeugungsanlagen mit den vorhandenen Gasometern oder Leitungen der Lustgasanlagen verbunden werden. Auch durch Einrichtung neuer Äzetylenanlagen zur Beleuchtung wird sich häufig dem Mangel an Petroleum abhelfen lassen. Es sind neuerdings Kleinbeleuchtungsapparate für Karbid, Karbidid usw. in Gebrauch, die bei geringen Anlagelkosten innerhalb von Wohnstätten angebracht werden können. Die Herstellung genügender Mengen von Karbid ist im Inlande möglich.

Ich ersuche Sie, mit Nachdruck dafür zu sorgen, daß die nachgeordneten Behörden und die Handwerkskammern es sich angelegen sein lassen, die stärkere Verwendung der Ersatzmittel auf jede geeignete Weise auch durch Belehrung des Publikums in der Lokalpresse zu fördern.

Die Handelskammern haben Abdruck dieses Erlasses mit dem Ersuchen erhalten, in gleichem Sinne zu wirken.

Der Minister für
Handel und Gewerbe.
gez. Dr. Sydow.

Der Minister
des Innern.
gez. Dr. Drew.

Wird den Magistraten der Städte und den Herrn Bürgermeistern der übrigen Gemeinden des Kreises mit dem Ersuchen mitgeteilt, die stärkere Verwendung der Petroleumersatzmittel in geeignet erscheinender Weise nachdrücklich zu fördern.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Mit Rücksicht auf die zurzeit herrschende Knappheit an Zinn erhält die Ausführungsanweisung zur Polizeiverordnung, betreffend die Einrichtung und den Betrieb von Bierdruckvorrichtungen (Reg.-Amts-Blatt S. 87 1909) zu § 56b im siebenten Absatz folgenden Zusatz:

„Während des gegenwärtigen Krieges werden indessen Glasröhren zugelassen, auch wenn die Verbindung mittels übergeschobener Gummischläuche erfolgt, wenn nur das Gummi bleifrei ist.“

Wiesbaden, den 28. Januar 1915.

Der Regierungs-Präsident.

J. B.:

gez.: v. Gizaui.

Bad Homburg v. d. Höhe, den 8. Februar 1915.

Wird mit dem Bemerken öffentlich bekannt gegeben, daß im sechsten Absatz zu § 5b der Ausführungsanweisung unter dem „Ueberzug aus reinem Zinn“ die sogenannte Verzinnung zu verstehen ist, die einerseits zu dünn ist, andererseits nicht mit Sicherheit eine genügende Ueberdeckung des Bleirohrs an allen Stellen gewährleistet. Wird jedoch eine — wenn auch dünnwandige — Zinnrohr mit einem Bleimantel zu seiner Verstärkung umgeben, so ist es, wie auch im Nachsatz gesagt ist, zulässig.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

von Bernus.

Meldepflichten für ausgehobene unausgebildete Landsturmpflichtige.

Die ausgehobenen unausgebildeten Landsturmpflichtigen gehören zu den Mannschaften des Beurlaubtenstandes und sind daher wie diese den militärischen Meldepflichten unterstellt.

Alle Personen des Beurlaubtenstandes sind während der Beurlaubung den zur Ausübung der militärischen Kontrolle erforderlichen Anordnungen unterworfen.

Sie haben geeignete Vorkehrungen zu treffen, daß dienstliche Befehle ihrer Vorgesetzten und namentlich Gestellungsbefehle ihnen jederzeit zugestellt werden können.

Im dienstlichen Verkehr mit Vorgesetzten oder wenn sie in Militäruniform erscheinen, stehen sie unter militärischer Disziplin.

Die zur Ausübung der militärischen Kontrolle erforderlichen Meldungen können von den Mannschaften des Beurlaubtenstandes bei dem Bezirksfeldwebel mündlich oder schriftlich erstattet werden.

Meldungen sind sofort bei Aufenthalts- oder Wohnungsverwechsel und beim Verziehen in einen anderen Landwehrbezirk erforderlich.

Leute die bei der Landsturm musterung einen Ausweis nicht erhalten haben, werden hiermit aufgefordert ein solchen beim zuständigen Bezirksfeldwebel zu beantragen.

Die Einberufungen erfolgen mittelst Gestellungsbefehls oder durch Bekanntmachungen in den Kreisblättern sowie durch öffentliche Anschläge in den einzelnen Gemeinden.

Sämtliche Meldungen sind im Kreise Ufingen und Overtaunuskreis an den Bezirksfeldwebel beim Königlichen Meldeamt Bad Homburg v. d. H. und im Kreise Höchst a. M., an den Bezirksfeldwebel beim Königlichen Hauptmeldeamt Höchst a. M. zu richten.

Höchst a. M., den 28. Oktober 1914.

Königliches Bezirkskommando Höchst a. M.

Bad Homburg v. d. H., den 9. Februar 1915.

In den Gemeinden Dorn-Affenheim und Bönstadt im Kreise Friedberg i. H. wurde die Maul- und Klauenseuche festgestellt.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

In der Stadt Kreis Dornau ist in einem Gehöfte die Maul- und Klauenseuche amtlich festgestellt worden. Die Gemeinde Kreisstadt bildet einen Sperrbezirk.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 9. Februar 1915.

Die Maul- und Klauenseuche unter den in der Landwirtschaftlichen Halle Ostendstraße 32/48 untergebrachten Viehbeständen des Militär Vieh-Depots ist erloschen. Die angeordneten Schutzmaßregeln wurden aufgehoben.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 9. Februar 1915.

An die Gemeindebehörden des Kreises.

Die Musterung der unausgebildeten Landsturmpflichtigen der Jahrgänge 1884–1875 einschließlich findet statt:

A. Für Bad Homburg v. d. H. mit Nirdorf und Friedrichsdorf am

Donnerstag, den 18. ds. Mts.

B. Für Cronberg, Königstein und Oberursel am

Freitag, den 19. ds. Mts.

C. Für Altenhain, Bommersheim, Dillingen, Dornholzhausen, Ehlhalten, Eppenhain, Eppstein, Falkenstein, Fischbach, Glashütten, Gonzenheim, Hornau, Kalbach, Kellheim, Köppern, Mammolshain und Neuenhain am

Samstag, den 20. ds. Mts.

D. Für Niederhöchstadt, Oberhöchstadt, Oberstedten, Ruppertsheim, Schloßborn, Schneidhain, Schönberg, Schwalbach, Seulberg, Stierstadt und Weiskirchen am

Montag, den 22. ds. Mts.

vormittags 9 Uhr in Bad Homburg v. d. H., „Massauer Hof“ Untertor 2.

Sämtliche, im Overtaunuskreise sich aufhaltende Landsturmpflichtige der obenbezeichneten Jahrgänge, soweit sie eine Landsturm musterung noch nicht mitgemacht haben, werden hiermit aufgefordert, sich nach vorangegangener Anmeldung zur Landsturmrolle ihres gegenwärtigen Aufenthaltsortes rein gewaschen und gekleidet zur Musterung zu stellen. Es haben sich auch die bei der vorigen Landsturm musterung wegen Krankheit verhinderten Leute zu stellen.

Diejenigen Landsturmpflichtigen der betr. Jahrgänge, die auf Reklamation bis zu einem bestimmten Termin oder bis auf weiteres zurückgestellt wurden, haben sich ebenfalls zur Musterung zu stellen.

Die Gestellungspflichtigen haben sich **eine Stunde vor Beginn der obenbezeichneten Termine, also um 8 Uhr vormittags** im Hofe des Musterungstokals behufs Verlesung und ordnungsmäßigen Aufstellung zu versammeln.

Der Genuß von Alkohol vor der Untersuchung ist nicht gestattet.

Landsturmscheine bzw. Militärpässe sind mitzubringen und im Musterungstermine abzugeben.

Das Mitbringen von Schirmen und Stöcken, sofern letztere nicht gebrechlichen Personen als Stütze dienen, ist untersagt.

Störungen des Aushebungsgeschäfts, sowie der öffentlichen Ruhe und Ordnung in den Heimorten, auf dem Marsche und in der Aushebungsstation sind bei strenger Strafe verboten.

Die Gemeindevorsteher **pp. müssen** bei der Musterung anwesend sein oder sich durch solche Personen vertreten lassen welchen die Verhältnisse der Landsturmpflichtigen des betreffenden Ortes bekannt sind.

Vorstehende Bekanntmachung haben die Magistrate und Gemeindevorsteher in ihren Gemeinden sofort und wiederholt auf ortsübliche Weise zu veröffentlichen. Die Vorladung der Gestellungspflichtigen zu den bezeichneten Terminen ist sofort vorzunehmen. Listen der vorzuladenden Gestellungspflichtigen lasse ich mit nächster Post zugehen. Alle etwa noch zukommende und nachträglich festge-

stellte Bestellungs-pflichtige ersuche ich mit vollständigem National zwecks Aufnahme in die Liste umgehend hier anzumelden.

Der Civilvorsitzende der Ersatz-Commission.

J. B.:

v. Bernus.

Berlin, den 27. Januar 1915.

Das **Fleckfieber** ist in der russischen Armee aufgetreten und bedroht daher nicht nur unsere Streitkräfte im Osten, sondern es ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es vom Kriegsschauplatz aus in Deutschland eingeschleppt wird.

Als **Fleckfieberverdächtig** müssen Fälle von Erkrankungen angesehen werden, die nach wenig ausgesprochenen Vorläufererscheinungen (Tungenkatarrh, Kopfschmerz, Frösteln und Mattigkeit) mit Frost und schnell ansteigendem Fieber beginnen, gleichmäßig hohem Fieber, Roseola und Milzschwellung verlaufen und bald zu Störungen des Bewußtseins (Benommenheit) führen.

Nach neueren Forschungen ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Krankheit nicht direkt von Person zu Person, sondern ausschließlich durch Vermittelung von **Läusen**, hauptsächlich **Aedesläusen**, die vom Kranken auf den Gesunden übertritten, übertragen wird. Darauf beruht die vielfach gemachte Erfahrung, daß die Krankheit sich in der vagabondierenden Bevölkerung und in unsauber gehaltenen Wohnungen, z. B. niederen Herbergen (soz. Pennen) mit Vorliebe einnistet. Da die Läuseplage in Polen und Galizien sehr verbreitet ist, so müssen alle von dort zureisenden Personen als ansteckungsverdächtig erscheinen, es empfiehlt sich daher, Berührungen mit ihnen tunlichst zu vermeiden.

Fleckfieberkranke und **fleckfieberverdächtige** Personen sind unverzüglich in ein mit Einrichtungen zur sicheren **Absonderung** versehenes Krankenhaus überzuführen, sofort nach Aufnahme in dasselbe zu baden und, falls sie Läuse an sich haben, sorgfältig zu entlausen.

Die mit **Fleckfieberkranken** und **fleckfieberverdächtigen** in Wohnungsgemeinschaft befindlichen oder in nähere Berührung gekommene Personen sind **ansteckungsverdächtig** und daher erforderlichenfalls zu entlassen und sodann einer 14tägigen Beobachtung zu unterwerfen.

Die **Kleidungs- und Wäschestücke** von **Fleckfieberkranken** und **fleckfieberverdächtigen** sind zu entlausen. Dies geschieht entweder durch Behandlung mit strömenden Wasserdampf in Desinfektionsapparaten oder mit Dämpfen von schwefliger Säure. Letztere werden entweder durch Abbrennen von Jaden- oder Stangenschwefel in offenen Gefäßen von Eisenblech in den zu desinfizierenden Räumen selbst oder durch Einleiten von schwefliger Säure, in dieselben von außen her aus Bomben mit flüssiger schwefliger Säure, wie sie im Handel erhältlich sind, erzeugt. Ersteres Verfahren ist erheblich einfacher und billiger. Die Räume müssen vor der Entwicklung der schwefligen Säure ebenso sorgfältig gedichtet werden, wie bei der Formalin-Desinfektion.

Schweflige Säure in komprimierter Form wird z. B. von der Sauerstoff-Fabrik G. m. b. H., Berlin N. 39 Tegelerstraße 15, in Bomben von 50 kg Inhalt zu 32,50 Mk. geliefert. Dazu kommt eine Verhgebühr von 2 Mk. für die Bombe. Die Anwendung der schwefligen Säure findet in der Weise statt, daß auf die Bombe ein Schlauchansatzstück aufgesetzt und an dieses ein Gummischlauch angelegt und durch eine Öffnung in der Wand oder der Tür in den zu entlausenden Raum eingeleitet wird. Zur Erzielung der Wirkung ist eine Konzentration von 6—8 vom Hundert des zu desinfizierenden Lustraums, d. h. etwa 5 kg schweflige Säure für 100 cbm Raum erforderlich; eine Bombe reicht also zur Entlausung eines Raumes von 1000 cbm Inhalt aus. Damit die Säure aus der Bombe gleichmäßig entweicht, muß die Bombe in ein Gefäß mit warmem (40—50° C) Wasser gestellt und dieses durch wiederholtes Nachgießen von heißem Wasser auf erhöhter Temperatur erhalten werden.

Nach Einleitung der schwefligen Säure müssen behufs sicherer Abtötung der Läuse die zu desinfizierenden Räume noch mindestens 4 Stunden lang geschlossen gehalten werden.

Sehr bewährt hat sich auch ein Schwefelkohlenstoffpräparat, welches von dem Apotheker Kaiser erfunden ist und von A. Schulz in Hamburg unter dem Namen **Salfarkose** in den Handel gebracht wird. Es ist eine leicht entzündliche Flüssigkeit, welche 90% Schwefelkohlenstoff, 10% Wasser und Alkohol und etwas

Formaldehyd und Senföl enthält und inoffenen Räumen von Eisenblech verbrannt wird, wobei schweflige Säure frei wird. Erforderlich sind 4 kg (3,35 l) für je 100 cbm Lustraum. Die Salfarkose kostet 1,50 Mk. für 1 kg.

Ebenso wirksam, aber viel billiger ist ein Gemisch von 90% Schwefelkohlenstoff mit je 5% Wasser und denaturiertem Spiritus (Brennspiritus) von dem 2½ kg für je 100 cbm Lustraum erforderlich sind.

Zu entlausende **Kleidungsstücke** werden in dem Raume, in dem die schweflige Säure eingeleitet wird, frei aufgehängt.

Personen, welche mit Kopf- und Filzläusen behaftet sind, werden kahl geschoren und mit grauer Salbe eingerieben.

Ärzte, Krankenpflegepersonen, Desinfektoren, Wäscherinnen, in **Fleckfieberlazaretten** haben, um sich vor Ansteckung zu schützen, in **Fleckfieberlazaretten** waschbare Ueberkleider, Gummischuhe und Gummihandschuhe zu tragen und sorgfältig darauf zu achten, daß die unteren Ärmelöffnungen an den Rücken und die unteren Beinöffnungen zugebunden werden, und so fest anliegen, daß keine Luft hineinkriechen kann. Auch empfiehlt es sich, daß sie zu nahe Berührungen von **Fleckfieberkranken** meiden und nach Beendigung ihres Tagesdienstes sich im warmen Bade gründlich abwaschen.

Zu bemerken ist noch, daß stark riechende ätherische Öle z. B. Senföl, Anisöl, den Läusen unangenehm sind, ebenso Naphthalin.

Der Minister des Innern.

v. Voebell.

Bad Homburg v. d. H., den 8. Februar 1915.

Vorstehenden Erlaß bringe ich zur öffentlichen Kenntnis in dem ich die Bevölkerung auf die Gefährlichkeit der Läuse als Ueberbringer von **Fleckfieber** aufmerksam mache.

Die Ortspolizeibehörden und Gendarmerie ersuche ich, den etwa vorhandenen Herbergen ihre Aufmerksamkeit zu widmen und die erforderlichen Maßnahmen im Sinne des obigen Erlasses zu treffen.

Der königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 11. Februar 1915.

Unter Bezugnahme auf meine Bekanntmachung vom 9. d. Mts. Kreisblatt Nr. 14 betr. Musterung des unausgebildeten Landsturms weise ich darauf hin, daß Gesuche um vollständige Befreiung vom Heeresdienste nicht berücksichtigt werden können. Gesuche um längere Zurückstellung können nur in den allerdringendsten Fällen berücksichtigt werden.

Etwaige Gesuche sind noch vor der Musterung bei dem Bürgermeister des Wohnorts schriftlich oder zu Protokoll anzubringen und mir mit ausführlicher Begutachtung und Äußerung über die Familienvermögens- und Erwerbsverhältnisse pp. der Reklamanten umgehend vorzulegen.

Der Civilvorsitzende der Ersatz-Commission.

J. B.:

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 12. Februar 1915.

Diejenigen Gemeindebehörden, welche noch mit der Berichterstattung über die Nutzung der Waldflächen für landwirtschaftliche Zwecke (Kreisblatt Nr. 11) im Rückstande sind, ersuche ich um umgehende Einreichung der ausstehenden Berichte.

Der königliche Landrat.

J. B.

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., 25. Januar 1915.

Ich mache auf die in der Verlagsbuchhandlung von Karl Siegmund zu Berlin SW. 11, Dessauerstraße 13, erscheinende Zeitschrift „Deutscher Soldatenhort“, welche sich besonders für Jugendbüchereien gut eignet, aufmerksam.

Der Bezugspreis beträgt 1,80 Mk. für das Vierteljahr, der Preis der Jahrgänge von 1912 an 8 Mk. für gebundene und 7,20 Mk. für ungebundene Exemplare.

Der königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.